



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch ein besseres Loß verdiene als in seinem eignen Hause ränkesüchtigen, ruhelosen Nachbarn zum Fangballe zu dienen; wir sind auch der festen Überzeugung, daß die Sicherstellung unsers Landes und das Burgeltungkommen der hohen Eigenschaften unsers Kaisers erst dann eine vollkommene Thatsache werden wird, wenn weniger fremde Einflüsse sich im Innern Deutschlands breit machen können, noch dazu, da in unserm eignen Fleisch und Blut laue Freunde und dicke Feinde des Deutschen Reiches lauern, ein Umstand, der leider die nationale Unfertigkeit unsers Staates erst recht darlegt.

In dem Mißverständnis und Haß, dem gegenwärtige Zeilen an vielen Stellen im Deutschen Reiche begegnen werden, unter den obwaltenden Umständen begegnen müssen, können wir ermessen, wie sehr wir eine wunde Stelle berühren, und welcher Selbstüberwindung es bedürfen wird, dieser zerfahrenen, zweifelhaften Elemente zur Sicherheit und zum Schutze des Vaterlandes Herr zu werden.

Hinsichtlich des Herrseins in unsrer eignen nationalen Behausung herrscht in Deutschland eine große Verwirrung der Begriffe, eine Gewohnheit des Sichgehens bei deutschen Bürgern und ganzen Staaten, und das Ausland beteiligt sich in einer Weise daran, daß ein ernstlicher Angriff, diesen Krebschaden zu beseitigen, mehr oder weniger Revolution oder Krieg bedeuten würde, so sehr würden sich die Geister und Gemüter dagegen auflehnen, reine, gesunde Wirtschaft machen zu lassen.

Aus uns heraus wird dieser Wandel auch nicht kommen, wir wollen nur darauf bedacht sein, bei Gelegenheit diesen nötigen Wechsel im Auge zu behalten und unter allen Umständen zu unserm Kaiser zu stehen. Ihn erkennen wir schon jetzt als den einzigen Sachwalter des Reiches nach außen, und sein Wille hat den Anschein, als ob er vielen Willen seinen Mann stehen würde.

Es würde uns lieb sein, wenn unsre Anschauung über das, was uns not thut, Anklang fände.



Litteratur

Martin Luther in Sprache und Dichtung. Von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Wie heutzutage Zeitungen nur zum allgeringsten Teile die geistige Arbeit des Redakteurs und seiner Mitarbeiter sind, sodaß man längst die Scheere und den Gummitopf als die wesentlichsten Abzeichen der Würde eines Redakteurs anzusehen sich gewöhnt hat, so entsteht auch ein gutes Teil der neu erscheinenden Bücher nicht aus selbständigen Studien ihrer Verfasser, sondern sie sind vielfach nichts weiter als mehr oder minder geschickte Verarbeitung der von andern gewonnenen Ergebnisse. Reichlich die Hälfte unsrer Bücherschreiber sind Wiederkäufer. Man muß es schon hoch anrechnen, wenn diese edeln „Schriftsteller“ andeuten, woher sie ihre Kenntnisse beziehen. Ein anschauliches Beispiel solcher Büchermacherei ist das Buch von Freybe über Luther. Wenn man kurz zuvor die Aufsätze Kluges (Von Luther bis Lessing) gelesen hat, kann man ganze Seiten als gute Bekannte überschlagen,

und aus den andern „Quellen,“ die er anführt, Pietsch, Burdach, Hopf, schöpft er ebenso fröhlich. Nun, offenbar ist es ja Freybe auch nicht um eine wissenschaftliche Leistung zu thun, er will dem Volke näher führen, was jene gefunden und in ihren gelehrten Arbeiten niedergelegt haben. Aber gegen diese Volksnahrung müssen doch auch gewichtige Bedenken geäußert werden. Wenn Freybe von Luther rühmt (S. 68): „Nie hat ein Professor die gelehrte Bornehmtheit so gründlich verleugnet, wie dieser Doktor der Theologie,“ so hätte er selber nur auch etwas mehr nach diesem Ruhme geizen sollen. „Verhalten des Volks zum Worte Gottes und seiner Vokation — die neue eminent katholische Erfahrung von der Sünde und der Rechtfertigung im Glauben — Wülkers Resultate sind mit denen von Diez übereinstimmend und dieselben erweiternd — eine Eigentümlichkeit Luthers ist das Fehlen der Spirans h in der Partikel her — ohne Synkope (!) des n schreibt Luther pfennink — in der Flexion fehlt die Vorpartikel ge beim Partizipium — dazu kam die sprachliche Bildung seitens seiner Lektüre — wie langsam die Herrschaft der Muttersprache erfolgte — Luther ein deutschsprachlicher Universalist — Luther der heldengeistigste Herold des Evangeliums — das eigentliche Idiom Luthers — die Bibelübersetzung festigte das Reformationswerk und gab dem ganzen Volke das lebendige Wort Gottes wieder als das bedeutungsvollste Lebensferment (!) — geradezu geniale sittenmäßige (?) Anwendung des Wortes Gottes“ — in solchen Wendungen geht es Seite für Seite fort! Dazu die immerwährende Auslassung von hat, haben, ist, sind, worden und ähnlichen unentbehrlichen Wörtern, die Vertauschung von wie und als, der unterschiedslose Gebrauch der Mehrzahl Worte und Wörter — und solch ein Mann, der sich unsre Muttersprache in ihrer ganzen historisch-genetischen Evolution (S. 135) so eminent zu Diensten gemacht hat (S. 7), der „der Worte Idiom und Klang“ (S. 53 Anm.) voll und ganz (S. 73) beherrscht, solch ein Musterschreiber auf der Potenz (S. 105), der die Mäßigkeit heutiger Schriftstellerei in voller Prägnanz (S. 136) repräsentirt (S. 3), solch ein Mann giebt womöglich deutschen Unterricht in den Oberklassen eines deutschen Gymnasiums! Wir danken ergebenst für die Zumutung, die das letzte Blatt mit seiner verschämten Aufzählung an uns stellt, die übrigen achtzehn (!) Bücher auch noch zu lesen, die Herr Oberlehrer Dr. Freybe schon geschrieben hat. Uns genügt dieses Prototyp (S. VII).

Altes und Neues von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1889

Wir dürfen uns, nachdem wir vor wenigen Monaten ausführlich über Vischer gesprochen haben, diesmal mit einer kurzen Anzeige dieser Sammlung zerstreuter Aufsätze aus seiner herrlichen Feder begnügen. Sein Sohn Robert Vischer eröffnet mit diesem Bande „Altes und Neues“ eine Reihe von Bänden, die den Nachlaß des Vaters der Öffentlichkeit übergeben sollen. Kein zweiter zeitgenössischer Schriftsteller hat sich ein gleiches Anrecht auf solche Pietät erworben, wie Vischer. Durch seine Prosa allein reiht er sich den ersten Schriftstellern der Nation an. In diesem Bande hat man wieder Gelegenheit, ihn von der sprachkünstlerischen Seite zu bewundern, zunächst in der Abhandlung von den „Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.“ Wir möchten wohl wissen, ob ein einziger unsrer modernen Germanisten, die auf die philosophischen Kritiker so hochmütig herabsehen und alles Heil in der philologischen Methode suchen, sich jemals zu dieser Feinheit des Sprachgefühls, zu dieser tiefen Einsicht in den Sprachgeist erhoben habe, wie der von den Schülern Scherers nach dem Vorgang der „Poetik“ tölpelhaft gering-

geschätzte Wischer! Die „Kleinen Beiträge zur Charakteristik Goethes“ verraten einen einzigen Humor. Sie waren zunächst für das Goethe-Jahrbuch bestimmt, das ja vielfach ein Tummelplatz kleinlicher Forschung und blinder Goethevergötterung ist. Da machte es dem alten Schartenmayer und Mystifizinski Spaß, auch eine schwache Seite des Altmeisters zu berühren: seine Nachlässigkeit in einzelnen Versen und seine Sinnlichkeit. Aber es ist auch köstlich, zu sehen, wie Wischer sich über diese kleinliche Forschung lustig macht, während er sie übt, und wie er sie schließlich dennoch großartig abzuschließen versteht, indem er gerade von den Schwächen Goethes aus den Weg zum Verstehen seiner tiefsten Geständnisse bahnt. Ferner teilt der Band drei Gedenkreten mit: die Rede zur Feier des hundertsten Geburtstages Schillers in der Peterskirche zu Zürich 1859, den Nachruf an Auerbachs Grabe und die Rede bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause von D. F. Strauß. Die Schillerrede ist ein Meisterwerk. Dem schweizerischen Publikum zuliebe ist mit außerordentlicher Kunst der „Wilhelm Tell“ in den Mittelpunkt gestellt, und doch ist das Maß gewahrt. Mustergiltig, lehrreich und sprühend von Anregungen sind die mitgeteilten Rezensionen: „Zum neuern Drama, Hebbel,“ dann die über die „Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts“ von Mörikofer, über „Friedrich Schiller“ von Weltrich, und über „Griechische Frühlingstage“ von Engel. Die merkwürdige Kritik über Hebbel (aus dem Jahre 1847) hervorgeholt zu haben ist geradezu ein Verdienst. Außerdem enthält der Band noch eine Reizeplauderei „Durcheinander aus Oberitalien“ und eine Nachlese von Aphorismen zu dem Tagebuche „Nuch Einer,“ von denen wir nur eine mitteilen wollen, weil sie aus so berufenem Munde einen von uns oft beklagten Übelstand in dem gegenwärtigen litterarischen Leben bestätigt: „Wie oft besinne ich mich, ob ich mich abquälen soll, das Schöne zu begreifen, auch Kritiken zu schreiben, oder lieber etwas zu machen, worüber die armen Ästhetiker sich den Kopf zerschlagen müssen, ob und wie weit es schön sei, und wann, und warum? Darüber bleibt die Ästhetik liegen, wird meine Pflicht gegen die Kritik veräußert, die in meist schlechten Händen ist.“ Der Beruf der Kritik wird heutzutage gering geschätzt, zum größten Schaden der Produktion selbst. Denn welche Lebensfreude kann ein Schaffender für die Dauer haben, wenn ihm aus der öffentlichen, nicht kameradschaftlichen Kritik nicht jenes Echo entgegengeschallt, woraus er merken kann, ob er richtig verstanden worden ist oder nicht? Allerdings müßte diese Kritik im Geiste Wischers betrieben werden, und dieser Geist wird leider immer seltener.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig